

Zwischen Ausblendung und Sozialpädagogisierung? Dilemmata bei der Konstruktion von LSBT*¹-Jugendlichen als Zielgruppe Sozialer Arbeit

Uta Schirmer

Zusammenfassung

Aktuelle Studien zeigen, dass nicht-heterosexuelle und nicht-cisgeschlechtliche Jugendliche in Deutschland in nahezu allen Bereichen ihres Lebens Erfahrungen der Missachtung, Abwertung und Diskriminierung machen und daher mit besonderen Herausforderungen konfrontiert sind. Dennoch werden ihre Lebenslagen und Bedarfe im Kontext von Jugendhilfe bislang weitgehend ausgeblendet. Erste Ansätze in Fachdiskussion und Praxis, LSBT*-Jugendliche als Adressat_innen explizit zu berücksichtigen, sehen sich jedoch zugleich mit Dilemmata konfrontiert, die notwendig mit der Konstruktion von Zielgruppen Sozialer Arbeit verbunden sind. Der vorliegende Beitrag diskutiert solche Dilemmata und Ambivalenzen vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen bezüglich der (vermeintlichen) Akzeptanz ‚sexueller und geschlechtlicher Vielfalt‘ sowie mit Bezug auf rassistische Implikationen von damit verbundenen Diskursen. Die Überlegungen verstehen sich als Anregungen für eine kritische Reflexion und Weiterentwicklung gegenwärtiger Bemühungen um heteronormativitätskritische Ansätze (auch) im Feld der Jugendhilfe.

Schlagwörter: Jugendhilfe, Heteronormativität, LSBT*, sexuelle und geschlechtliche Vielfalt, Rassismus

Between ignorance and pedagogisation? Dilemmas in constructing LGBT youth as a target group for social work

Abstract

Recent studies show that non-heterosexual and non-cisgender youth in Germany experience disdain, degradation and discrimination in almost every area of their daily lives, and therefore face particular challenges. Nevertheless, their situation and needs remain hitherto largely ignored in the field of youth services. Initial attempts within professional discourse and practice to explicitly address LGBT youth, however, face specific dilemmas that are part and parcel of the construction of target groups for social work. The article discusses such dilemmas and ambivalences against the backdrop of current social developments such as the ostensible acceptance of ‘sexual and gender diversity’ as well as the racist implications of the discourses associated with these developments. The considerations presented aim to encourage critical reflection and further development of current approaches that allow for critical engagement with heteronormativity in the field of youth services.

Keywords: youth services, heteronormativity, LGBT, sexual and gender diversity, racism

1. Einleitung

Geschlecht und Sexualität – als immer schon umkämpfte gesellschaftliche Verhältnisse – werden aktuell verstärkt zum Terrain der Mobilisierung durch neo-konservative, rechts-populistische und rechtsradikale Akteur_innen. Deren Propaganda für eine strikt hetero-normative, auf der vermeintlich natürlichen Differenz zweier Geschlechter basierenden Ordnung ist dabei nicht zu trennen von der rassistischen, gegen Zuwanderung gerichteten Beschwörung einer ‚demographischen Krise‘, die durch die Rückbesinnung auf reproduktive Sexualität im Rahmen von Ehe und Familie als „Keimzelle der Gesellschaft“ überwunden werden sollte (vgl. *Hark/Villa* 2015; *Gäbelein* 2016). In dieser ideologischen Mobilisierung spielt die Figur der zu schützenden Kinder und Jugendlichen eine prominente Rolle: Insbesondere Bildungs- und Lehrpläne der Bundesländer, die eine wertschätzende Thematisierung geschlechtlicher und sexueller ‚Vielfalt‘ im Schulunterricht verankern sollen, werden von selbsternannten „Besorgten Eltern“, im Rahmen von Petitionen und „Demos für alle“ zum Anlass genommen, um vor einer drohenden „Frühsexualisierung“ und „Umerziehung“ unschuldiger Kinder durch eine vermeintlich einflussreiche „Homo-Lobby“ zu warnen (vgl. *Schmincke* 2015; *Kämpf* 2015; *Billmann* 2015).

Kinder und Jugendliche, die hier implizit als immer schon (prä-)heterosexuell und cisgeschlechtlich² gedacht werden, werden so als verletzte, gefährdete und daher vor ‚queerer‘ Verwirrung und Verführung zu schützende Wesen aufgerufen. Mit Bezug auf wissenschaftliche Erkenntnisse ergibt sich freilich ein ganz anderes Bild: Dass gerade Kinder und Jugendliche, die der normativen Anforderung einer eindeutigen (binär beschränkten) geschlechtlichen und heterosexuellen Entwicklung nicht entsprechen, in Deutschland in nahezu allen Bereichen ihres Lebens Erfahrungen der Missachtung, Abwertung und Diskriminierung machen und dabei vielfach auch mehr oder weniger subtilen Versuchen der ‚Umerziehung‘ ausgesetzt sind, ist mittlerweile vielfach belegt (vgl. exemplarisch *Krell/Oldemeier* 2015, 2016). LSBT*-Jugendliche werden so in neueren Studien der Jugendforschung als „vulnerable Gruppen“ (*Kugler/Nordt* 2015, S. 207), als vor Diskriminierung zu schützende und in ihrer Entwicklung zu fördernde Subjekte repräsentiert, und als solche geraten sie – wenn auch noch zögerlich – auch in den Blick der Sozialen Arbeit bzw. der Jugendhilfe.

Im Folgenden möchte ich zunächst mit Bezug auf aktuelle Studien einige Erkenntnisse zur Lebenssituation von LSBT*-Jugendlichen skizzieren sowie aufzeigen, inwiefern ihre Lebenslagen und Bedarfe gegenwärtig im Feld der Jugendhilfe weitgehend ausgeblendet werden, während sich in Fachdiskussion und Praxis zugleich erste Ansätze zu ihrer expliziten Berücksichtigung erkennen lassen (1). Während hier die Notwendigkeit, derartige Ansätze noch weit stärker als bislang zu verankern und voranzutreiben, deutlich wird, sind mit der Konstruktion von LSBT*-Jugendlichen als Zielgruppe Sozialer Arbeit zugleich Dilemmata und ambivalente Effekte verbunden, die ich im nächsten Abschnitt (2) beleuchten werde. Hintergrund dieser Überlegungen sind aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen bezüglich der (vermeintlichen) Akzeptanz ‚sexueller und geschlechtlicher Vielfalt‘ sowie die teils rassistischen Implikationen von damit verbundenen Diskursen. Ich schließe (3) mit Überlegungen zur Notwendigkeit einer kritischen Reflexion der beleuchteten ambivalenten Effekte im Interesse der Weiterentwicklung antidiskriminierender, emanzipatorischer Ansätze im skizzierten Feld.

2. LSBT*-Jugendliche – (k)ein Thema der Sozialen Arbeit?

Inwiefern Heteronormativität und binäre Geschlechternormen die Sozialisation aller Jugendlichen grundlegend prägen, und wie Jugendliche davon unterschiedlich betroffen sind, ist in den großen deutschen Jugendstudien nach wie vor kaum ein Thema (vgl. *Krell/Oldemeier* 2016, S. 48). Erkenntnisse über die Lebenssituation von nicht-heterosexuellen und von nicht-cisgeschlechtlichen Jugendlichen finden sich daher v.a. in Studien, die sich explizit auf dieses Thema konzentrieren und es damit unvermeidlich als ein ‚besonderes‘ in den Blick rücken. Übereinstimmend zeigen diese Studien, dass LSBT*-Jugendliche in allen Bereichen ihres täglichen Lebens – in ihren Familien, in Freund_innenkreisen und anderen Freizeitkontexten, in der Schule bzw. in Ausbildung oder Studium und im öffentlichen Raum – regelmäßig diskriminierende Erfahrungen machen, die von Missachtung, verletzenden Bemerkungen, Beschimpfungen und Ausgrenzung über Drohungen und verbale Übergriffe bis hin zu physischer Gewalt reichen (vgl. *Siebert/Timmermanns* 2011; *LesMigraS* 2012; *Kleiner* 2015; *Kugler/Nordt* 2015; *Krell/Oldemeier* 2015, 2016; *Staudenmeyer/Kaschuba/Barz/Bitzan* 2016). Sie haben vielfach große Sorge davor, ihre sexuelle bzw. geschlechtliche Verortung anderen gegenüber zu kommunizieren, haben deutlich stärker als ihre Altersgenoss_innen mit Unsicherheit, Ängsten, Selbstzweifeln und Einsamkeitsgefühlen zu kämpfen (vgl. ebd.) und sind, wie zumindest einige Studien nahelegen, auch stärker von anderen sog. psychosozialen Belastungen (z.B. Depressionen) bis hin zu einer signifikant erhöhten Suizidalität betroffen (vgl. *Kugler/Nordt* 2015, S. 209).

Während die meisten Studien auf Effekte der Verschränkung von Hetero- bzw. Cis-normativität mit anderen gesellschaftlichen Differenzverhältnissen nicht explizit eingehen, lässt eine Studie von *LesMigraS* (2012) zu Diskriminierungserfahrungen von lesbischen und bisexuellen Frauen und Trans*Menschen (die sich allerdings nicht auf Jugendliche beschränkt) erkennen, dass LBT*-Personen of Color und/oder mit Migrationsgeschichte in allen genannten Bereichen signifikant häufiger Diskriminierungserfahrungen machen als die entsprechende weiße deutsche Vergleichsgruppe; dass sie Rassismus zudem vielfach auch in LSBT*-Zusammenhängen erleben, und dass die Massivität der (notwendigen) Auseinandersetzung mit Rassismuserfahrungen die Auseinandersetzung mit der eigenen geschlechtlichen bzw. sexuellen Verortung gerade im Jugendalter verhindern oder verzögern kann (vgl. *LesMigraS* 2012). Sowohl diese als auch andere Studien zeigen zudem, dass Trans*Jugendliche im Vergleich zu (cisgeschlechtlichen) schwulen, lesbischen und bisexuellen Jugendlichen besonders massiv mit Missachtung, Abwertungen, Anfeindungen und auch Ängsten zu kämpfen haben (vgl. u.a. *Focks* 2014; *Kleiner* 2015, S. 38; *Sauer/Meyer* 2016; *Krell/Oldemeier* 2016, 53ff.; *Staudenmeyer/Kaschuba u.a.* 2016, S. 8). Ihre Situation ist zudem von der anhaltenden, auch institutionalisierten Pathologisierung ihrer Existenzweisen geprägt, was zumindest eine besondere und beständige Problematisierung ihres Verhaltens und Seins bedeutet, aber auch zu gewaltförmigen Interventionen wie ‚Korrektur‘-Versuchen bis hin zu Fällen von Zwangspsychiatrie führen kann (vgl. *Focks* 2014; *Schneider* 2015).

Diese Skizze macht deutlich, dass die gegenwärtigen heteronormativen und strikt zweigeschlechtlich strukturierten gesellschaftlichen Verhältnisse für LSBT*-Jugendliche bzw. für solche, die es werden könnten, besondere Herausforderungen und Beschränkungen ihrer gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten konstituieren. Ihrem antidiskriminie-

renden, auf die Vermeidung und den Abbau von Benachteiligungen zielenden Auftrag nach (vgl. SGB VIII, § 1) wäre die Jugendhilfe daher eindeutig gefordert, auf diese Situation zu reagieren. Dies wird, wenn auch zögerlich, in der Fachdiskussion mittlerweile vereinzelt aufgegriffen; ein Beschluss der *Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter* formuliert immerhin bereits im Jahr 2003, das Thema ‚sexuelle Orientierung‘ solle in allen Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe berücksichtigt werden (vgl. *Kugler/Nordt* 2015, S. 211). Die wenigen vorliegenden Studien zum Thema zeigen jedoch deutlich, dass solche Absichtserklärungen in der Praxis bislang kaum zum Tragen kommen: Auf der Basis einer Befragung von fast 800 Fachkräften der Kinder- und Jugendhilfe in München kommt eine Studie der bayerischen Landeshauptstadt zu dem Ergebnis, dass lesbische, schwule und Trans*Jugendliche „in der Kinder- und Jugendhilfe nicht an[kommen] oder [...] dort nicht ausreichend wahrgenommen“ werden (*Landeshauptstadt München* 2011, S. 9). Mehr als der Hälfte der Befragten waren keine lesbischen oder schwulen Jugendlichen in ihren Einrichtungen bekannt – ein deutlicher Hinweis darauf, dass die meisten Einrichtungen der Jugendhilfe von den Nutzer_innen nicht als Orte wahrgenommen werden, in denen sich andere als heterosexuelle Verortungen unproblematisch kommunizieren lassen. Die befragten Fachkräfte gaben mehrheitlich an, wenig über die Lebenslagen von lesbischen und schwulen Jugendlichen zu wissen und sich entsprechende Fortbildungen zu wünschen. Zum Zeitpunkt der Erhebung gab es in München so gut wie keine Angebote, die sich explizit an LS(BT*)-Jugendliche richteten; in der Öffentlichkeitsarbeit der Einrichtungen kamen sie fast nicht vor (vgl. ebd.).

Vor diesem Hintergrund, so zeigen die Ergebnisse einer bundesweiten Pilotstudie des DJI aus dem Jahr 2013, erfüllen die wenigen existierenden Angebote, die sich explizit an LSBT*-Jugendliche richten, eine besonders wichtige Funktion (vgl. *Gaupp/Krell* 2014): Insbesondere der persönliche Informations- und Erfahrungsaustausch mit anderen LSBT*-Jugendlichen, die Möglichkeit der Erfahrung ihres Soseins als nicht weiter erklärungsbedürftige Selbstverständlichkeit und die damit verbundenen erweiterten Spielräume des sich Ausprobierens werden von Fachkräften und von Jugendlichen selbst als besondere Qualitäten solcher Angebote benannt; den Autor_innen zufolge stellen die entsprechenden Einrichtungen daher „geschützte Räume für die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben dar“ (ebd., S. 26). Umso problematischer ist die geringe Verbreitung solcher Angebote – für viele Jugendliche sind sie nur durch lange Anfahrtszeiten oder gar nicht erreichbar – sowie der Umstand, dass sie offenbar vorwiegend von einem bestimmten, nämlich weißen und bildungsprivilegierten Ausschnitt der ‚Zielgruppe‘ als ansprechend erlebt werden: LSBT*-Jugendliche of Color oder mit Migrationsgeschichte sowie „bildungsfernere Jugendliche“ etwa seien hier seltener vertreten (ebd., S. 27).

Eine aktuelle Studie zu der Frage, inwiefern LBSTTIQ-Jugendliche³ in der Jugendarbeit in Baden-Württemberg adressiert werden (*Staudenmeyer et al.* 2016), bestätigt zunächst die bereits angeführten Befunde. Nur ein sehr geringer Bruchteil von Einrichtungen der Jugendarbeit lasse eine „sichtbare Sensibilität gegenüber LBSTTIQ-Jugendlichen“ erkennen (ebd., S. 15). Die wenigen Angebote, die sich explizit an LBSTTIQ-Jugendliche (bzw. an bestimmte Teilgruppen davon) richten, kommen – so ein Ergebnis der Studie – „zum größten Teil aus der LBSTTIQ-Community selbst, gefolgt von der feministischen und antisexistischen Jugendarbeit, dabei im Wesentlichen der Mädchen- und Jungenarbeit. In der sonstigen Jugend(sozial)arbeit sind kaum Angebote verankert“ (ebd., S. 3).

Die besondere Stärke der Studie besteht darin, dass sie sich im Weiteren auf eine differenzierte, auf einer qualitativen Erhebung basierenden reflektierenden Darstellung solcher

expliziten Angebote fokussiert, um daraus Anregungen und Empfehlungen für das ‚allgemeine‘ Feld der Jugendhilfe zu generieren. Die mit Abstand meisten solcher Angebote finden sich im Bereich der außerschulischen Jugendarbeit und -bildung (gefolgt von Beratung und schulischer Bildungsarbeit) – zumeist handelt es sich hier um (teils angeleitete) Gruppen bzw. regelmäßige offene Treffen. Damit verbundene Ziele bestehen vorwiegend in der Stärkung der Selbstbestimmung und des Selbstwertgefühls und in der Ermöglichung von Solidarität und gegenseitiger Unterstützung der Jugendlichen untereinander; die so geschaffenen Räume dienen „als Schutzraum, Rückzugs- und Entspannungsmöglichkeit sowie als Experimentierraum“ (ebd., S. 19). Einige dieser Angebote richten sich an alle Adressat_innen der genannten Gruppe, während andere sich explizit auf bestimmte Teilgruppen – etwa Lesben, Schwule oder Trans*Jugendliche – beschränken; beides, so macht die Studie deutlich, kann jeweils besondere Vorteile haben, je nach Interessen und Verortungen der tatsächlichen Nutzer_innen. Darüber hinaus sind manche Angebote auch offen für heterosexuelle und cisgeschlechtliche Jugendliche, und einige (wenige) Angebote verfolgen einen explizit intersektionalen Ansatz, indem sie von unterschiedlichen, etwa auch rassistischen Diskriminierungsverhältnissen betroffene Jugendliche explizit adressieren, teils auch in Kooperation mit Migrant_innenselbstorganisationen (vgl. ebd., z.B. S. 53f.; 59f.). Allerdings sind nur die wenigsten der erhobenen Angebote auf Dauer gestellt: Einige von ihnen finden als einmalige Events oder als unregelmäßige Angebote statt; der größte Teil der Arbeit wird ehrenamtlich geleistet, hauptamtliche Arbeit findet meist in Teilzeit und auf befristeten, projektbezogenen Stellen statt, und eine verlässliche, dauerhafte finanzielle Förderung ist nur selten gegeben (vgl. ebd., S. 22; S. 35).

Als eine Konsequenz aus ihren Erkenntnissen leiten die Autor_innen die Notwendigkeit ab, weitere Angebote, die sich explizit an LSBTTIQ-Jugendliche richten, zu entwickeln und zu fördern und bestehende finanziell und institutionell abzusichern. Zugleich gelte es jedoch, „die Vielfalt sexueller und geschlechtlicher Identitäten als Querschnittsthema in allen Bereichen der Jugendhilfe zu etablieren und zu finanzieren – und die Verschränkung verschiedener Differenzlinien wie Ethnizität, Klasse/soziale Schicht, und körperliche/geistige Verfassung jeweils mitzudenken“ (ebd., S. 64). Eine Etablierung als Querschnittsaufgabe müsste auch bedeuten, so ließe sich ergänzen, Diskriminierungs- und Missachtungserfahrungen, die LSBT*-Jugendliche in Einrichtungen der Jugendhilfe auch aufgrund von Haltungen und Handlungen von Fachkräften machen, überhaupt erst systematisch sichtbar zu machen, um so Reflexions- und Veränderungsprozesse in Gang setzen zu können. Hierzu bedürfte es noch weiterer, auch qualitativ ausgerichteter Forschung.

Die bisherigen Ausführungen sollten deutlich gemacht haben, dass die Problematisierung von Heteronormativität und strikt binären Geschlechternormen im Allgemeinen wie auch die Bedarfe von nicht-heterosexuellen und nicht-cisgeschlechtlichen Jugendlichen im Besonderen noch weit mehr als bislang zum Thema und Auftrag der Jugendhilfe werden müssten. Die dazu bereits bestehenden Ansätze in Praxis und Fachdiskussion sowie das Bemühen, das Thema voranzutreiben, sind daher, so meine ich, unbedingt zu begrüßen. Zugleich aber sind solche Prozesse, in denen ‚neue‘ Themen und Personengruppen als ‚Gegenstand‘ Sozialer Arbeit ‚entdeckt‘ werden, in der Regel mit Ambivalenzen und Dilemmata verbunden. Welche ambivalenten Effekte mit der Konstruktion von LSBT*-Jugendlichen als Zielgruppe Sozialer Arbeit im Kontext aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen einhergehen (können), soll im Folgenden beleuchtet werden.

3. Dilemmata der Zielgruppenkonstruktion

Dass Soziale Arbeit – obgleich sie ihrem Auftrag und Selbstverständnis nach zu mehr sozialer Gerechtigkeit und zum Abbau von Benachteiligungen beitragen soll – in vielfältiger Hinsicht selbst verstrickt ist in Prozesse der Produktion und Aufrechterhaltung sozialer Ungleichheit, ist in der Fachdiskussion schon vielfach aufgezeigt worden (vgl. u.a. *Anhorn/Bettinger/Stehr* 2008; *Kessl/Plöber* 2010). Dies ist einerseits dann der Fall, wenn sie Herrschafts- und Diskriminierungsverhältnisse und deren Auswirkungen auf die Lebenslagen ihrer Adressat*innen ignoriert und ausblendet. In diesem Sinne trägt die bisherige Praxis von Jugendhilfe in weiten Teilen zur Reproduktion heteronormativer, binärer Geschlechterverhältnisse und der damit verbundenen Hierarchisierungen und Diskriminierungen bei. Verstrickt bleibt Soziale Arbeit aber auch dann, wenn sie andererseits die Lebenslagen von Menschen, die in herrschenden Differenzordnungen als ‚Abweichungen‘ des Normalen konstituiert werden, zum Anlass der Begründung von Zielgruppen nimmt und damit (notwendig) herrschaftsförmige Unterscheidungspraxen aufgreift. *Paul Mecheril* und *Claus Melter* zufolge ist für die Soziale Arbeit „die Praxis des Identifizierens und Definierens der ‚Norm-Abweichung‘ der Adressaten und Adressatinnen konstitutiv, also unhintergebar: Nur wer als ‚abweichend‘ und ‚betreuungsbedürftig‘ gilt, bekommt Förderungen“ (*Mecheril/Melter* 2010, S. 126). Soziale Arbeit stehe unter dem

strukturellen Zwang, fortwährend die binäre Unterscheidung zwischen Abweichung/Auffälligkeit/Hilfe- und Unterstützungsbedürftigkeit und Normalität/Unauffälligkeit/Selbstständigkeit herzustellen – und zwar selbst dann, wenn die mit ihr einhergehenden defizitären und essentialisierenden Perspektiven und stigmatisierenden Effekte kritisch betrachtet werden. Die Konstruktion der Unterstützungsbedürftigkeit ist genau die unentbehrliche Voraussetzung, die die Erfordernis Sozialer Arbeit plausibilisiert, Handlungsfelder profiliert und Berufsperspektiven sichert (ebd., S. 126f.).

Annita Kalpaka bezeichnet die Konstruktion von Zielgruppen, die einerseits notwendig sei, um „Gruppen sichtbar zu machen und institutionalisierte Hilfen für sie zu erzielen“ (*Kalpaka* 2006a, S. 143), andererseits und zugleich aber mit stigmatisierenden, homogenisierenden und zuschreibenden Effekten einherginge, daher als ein „immanentes Dilemma Sozialer Arbeit“ (ebd.).

Mit diesem Dilemma sehen sich auch die gegenwärtigen Bemühungen, ‚LSBT*-Jugendliche‘ als Adressat*innen der Jugendhilfe in den Blick zu rücken, unausweichlich konfrontiert. Sie kommen nicht umhin, sich in ihren Begründungen auf Beschreibungen der ‚Zielgruppe‘ zu stützen, die auf Problemlagen, auf eine besondere Vulnerabilität und damit auf Defizite fokussieren – Beschreibungen, die die zuvor angeführten Studien ihnen liefern, auch dann, wenn hier neben Problemen immer auch die ‚Bewältigungsstrategien‘ der betreffenden Jugendlichen hervorgehoben werden. Allerdings macht es sehr wohl einen Unterschied, wie Problemlagen begründet werden: ob hier etwa pathologisierende und essentialisierende Zuschreibungen zum Tragen kommen, oder ob sie – wie es in den zitierten Studien in der Regel der Fall ist – auf gesellschaftliche Diskriminierungsverhältnisse zurück geführt werden. Gerade angesichts der langen Geschichte der Pathologisierung ‚queerer‘ Subjekte in sog. ‚westlichen‘ Gesellschaften, die alltagsweltliche Deutungsmuster nach wie vor prägt und die im Fall von transgeschlechtlichen Lebensweisen auch institutionell weiterhin verankert ist, können solche alternativen Begründungen und kann eine entsprechende Praxis Sozialer Arbeit einen wichtigen Beitrag zu entpathologisierenden Sicht- und Umgangsweisen leisten. Dennoch lässt sich, etwas provokativ zugespitzt, fragen: Was bedeutet es, wenn

anstatt der Psychopathologisierung queerer Lebensweisen nun ihre Sozialpädagogisierung betrieben wird? Welche zuschreibenden, homogenisierenden, disziplinierenden, normalisierenden und ausschließenden Effekte gehen damit möglicherweise einher?

Dass bereits mit der kategorialen Adressierung der Jugendlichen – etwa als lesbisch, schwul, bi oder trans* – differenzmarkierende und vereindeutigende Zuschreibungen verbunden sind, wird in der Praxis von Jugendarbeit, die sich explizit an nicht-heterosexuelle bzw. nicht-cisgeschlechtliche Jugendliche richtet, selbst vielfach kritisch reflektiert, wie etwa *Staudenmeyer et al.* (2016) mit Bezug auf die von ihnen interviewten Fachkräfte zeigen (ebd., S. 34). Während hier zugleich die Unvermeidbarkeit kategorialer Benennungen zur Sichtbarmachung unterschiedlicher Lebenslagen und auch Diskriminierungsverhältnisse hervorgehoben wird, bemühen sich viele um die (gleichzeitige) Verwendung offenerer Formulierungen (wie etwa „junge Menschen, die sich mit Fragen ihrer Geschlechtsidentität beschäftigen“; ebd.) sowie darum, einer Vielfalt möglicher Selbstzeichnungen und Verortungen Raum zu geben.

Mein queeres Unbehagen an einer sozialpädagogisierenden Zielgruppenkonstruktion geht allerdings über dieses (aus queer-theoretischer Perspektive schon vielfach diskutierte) Dilemma der gleichzeitigen Unvermeidbarkeit von Kategorien und ihrer notwendigen Dekonstruktion hinaus. Denn die Begründungen und Konzeptionen von Bedarfen von und Angeboten für LSBT*-Jugendliche scheinen mir unweigerlich auf normative Vorstellungen von einer ‚gelingenden Identitätsentwicklung‘ zu rekurrieren, die als normalisierende Anrufungen der Jugendlichen wirksam werden: die Vorstellung etwa, dass eine ‚gelingende Identitätsentwicklung‘ für nicht-heterosexuelle bzw. nicht-cisgeschlechtliche Jugendliche zwar erschwert, gerade daher aber unabdingbares Ziel sei, und auch Vorstellungen darüber, wie sich eine solche Entwicklung idealtypisch gestalten. Eng verbunden sind diese Vorstellungen mit der Figur des ‚Coming-out‘ – ein Thema, das in vielen Angeboten für LSBT*-Jugendliche und auch in Fortbildungen für Fachkräfte oft als besonders wichtig hervorgehoben wird (vgl. u.a. *Gaupp/Krell* 2014; *Kugler/Nordt* 2015; *Staudenmeyer et al.* 2016). Am Beispiel dieser Figur lassen sich daher m.E. die Ambivalenzen solcher normalisierenden Anrufungen besonders gut aufzeigen.

Im Kontext schwuler und lesbischer Emanzipationsbewegungen v.a. in ‚westlichen‘ Gesellschaften der 1970er Jahre kam dem ‚Coming-out‘ als öffentlichem Bekenntnis zur eigenen, als pervers und krankhaft stigmatisierten sexuellen Lebensweise eine explizit politische Bedeutung zu, wie *Volker Woltersdorff* (2012) mit Bezug auf seine Forschungen zum Wandel schwuler Coming-out-Erzählungen verdeutlicht:

In den 1970er Jahren stellten Coming-out-Dokumente angesichts rigider Vorstellungen der Geschlechterordnung noch einen unversöhnlichen Gegensatz zur Norm fest und begriffen Coming-out als subversive Praxis, die die gesellschaftliche Ordnung sprengte. Coming-out sollte als radikale Selbstoffenbarung gegen den Zwang zur Verstellung intervenieren (ebd., S. 21).

Trotz der anhaltenden Diskriminierung und Abwertung homosexueller Lebensweisen lässt sich dagegen aktuell auch eine toleranzpluralistische Integration ‚sexueller Vielfalt‘ beobachten, in der diese Lebensweisen in weiten Teilen öffentlicher (auch staatlicher) Diskurse eben nicht mehr als „unversöhnlicher Gegensatz zur Norm“ (ebd.), sondern als zu tolerierende Abweichungen oder Varianten betrachtet werden. Im Zuge dessen, so *Woltersdorff* (2012), lasse sich „spätestens seit den 1990er Jahren (...) ein Strategiewechsel verzeichnen: Coming-out gilt nun nicht mehr als Widerstand gegen gesamtgesellschaftliche Herrschaftsstrukturen, sondern als individuelle und kontextspezifische Vermittlungsleistung“ (ebd., S. 21). Zu beobachten sei

der Übergang von einem politischen zu einem psychologischen Paradigma, dem zufolge Coming-out als individuelle Identitätsfindung fungiert. Unter dem Einfluss einer zunehmenden Institutionalisierung und Professionalisierung sozialpädagogischer und psychologischer Beratungsarbeit betonten Coming-out-Gruppen den therapeutischen Anteil individueller Selbstfindung (...). Manifeste und Strategiepapiere haben zugunsten einer stetig wachsenden Ratgeberliteratur, die Anleitungen für ein gelungenes Coming-out liefert, an Bedeutung verloren (ebd., S. 22).

Es ist zweifellos dieses Paradigma von Coming-out als individueller Identitätsfindung, das die Bezugnahme auf diese Figur in der Forschung zu LSBT*-Jugendlichen und in der Konzeption sozialpädagogischer Angebote mit dem Ziel, diese Prozesse flankierend zu unterstützen und zu begleiten, dominiert. Vermutungen über damit verbundene normative Anforderungen lassen sich wiederum mit Bezug auf *Woltersdorffs* (2012) Schilderung seiner eigenen (länger zurück liegenden) Erfahrung, sich erstmals bewusst in einen Mann zu verlieben und anderen davon zu erzählen, illustrieren. *Woltersdorff* (2012) berichtet ironisch von der Reaktion seiner Eltern, die ihm „verkündeten, dass ich ja jetzt ‚mein Coming-out hätte‘ und mir deshalb genau ein Jahr Zeit zugestanden, um mich selbst zu finden – mit der Betonung, dass nach Ablauf dieser Jahresfrist die Dinge aber wieder ihren geregelten Gang gehen sollten und ich fleißig weiterzustudieren hätte“ (ebd., S. 7f.). Im Kontext der Rede von jugendtypischen ‚Entwicklungsaufgaben‘ und deren notwendiger ‚Bewältigung‘, bei der Soziale Arbeit nun auch LSBT*-Jugendlichen unterstützend zur Seite stehen sollte, drängt sich der Eindruck auf, dass sich auch hier fürsorgliche und disziplinierende Rahmungen untrennbar mischen: Auch für LSBT*-Jugendliche soll die Jugendphase ein ‚Moratorium‘ darstellen, in dem ihnen ein gewisser Raum zum Ausloten von ‚Identität‘ zugestanden wird; deren abschließende ‚Findung‘ wird dann aber auch zur notwendigen Aufgabe, um sich, mit einer ‚gesunden‘ und stabilen Identität ausgestattet, den Anforderungen eines ‚normalen‘ Erwachsenenlebens stellen zu können. Die normalisierende Anrufung bezieht sich damit (was zweifellos ein Fortschritt ist) nicht mehr auf die Aufforderung, homo- bzw. transgeschlechtliche Wünsche als ‚Phase‘ zu überwinden und zu einer hetero- bzw. cisgeschlechtlichen Normalität (zurück) zu finden. Sie liegt vielmehr in dem Versprechen der Möglichkeit, eine schwule oder lesbische (oder, wenn gegenwärtig auch noch prekärer, eine transgeschlechtliche) Identität als ebenso normal begreifen zu dürfen. Etwas überspitzt formuliert zeichnet sich als normatives Leitbild die Figur des oder der verunsicherten, vulnerablen Jugendlichen ab, der_ die eines (ggf. durch sozialpädagogische Angebote zur Verfügung zu stellenden) ‚Schutzraumes‘ bedarf, um in der Entwicklung einer geschlechtlich-sexuellen Identität gestärkt zu werden, die zwar weiterhin als ‚anders‘, im Rahmen eines Horizontes von ‚geschlechtlicher und sexueller Vielfalt‘ aber zugleich als dennoch in gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen zu integrierende vorgestellt wird. Die Jugendlichen sollen befähigt werden, selbstbewusst zu ihrem ‚Anderssein‘ zu stehen und so in einer unverändert heteronormativen und zweigeschlechtlich strukturierten Welt ihren Platz zu finden. Dass eine ‚queere Erfahrung‘ mitunter nicht nur darin besteht, sich selbst im Rahmen der herrschenden Ordnung zunächst als ‚falsch‘ zu begreifen, sondern oftmals zugleich die Ahnung beinhaltet, dass mit dieser Ordnung selbst etwas ganz grundsätzlich nicht stimmen kann (und die Frage, was daraus folgen könnte), kommt in diesem Bild nicht oder kaum noch vor. Ausgeblendet bzw. erneut individualisiert wird auch das mögliche Scheitern an der Anforderung der Ausblendung einer stabilen Identität, die sich im Rahmen gesellschaftlicher Ordnungen lesbar und anerkennbar machen kann: Welche Weisen, Geschlecht und Sexualität zu leben, bleiben ‚zu queer‘, um auch im Rahmen proklamierter ‚Vielfalt‘ akzeptabel zu sein? Und wie ver-

schränken sich sexuelle und geschlechtliche Anforderungen mit anderen gesellschaftlichen Normen, die – etwa im Kontext rassistischer und von Klassenverhältnissen, oder auch im Zusammenhang mit Normalitätsvorstellungen bezüglich körperlicher und psychischer Gesundheit – Akzeptabilität ermöglichen oder erschweren? Für wen entfaltet das mit der Figur des Coming-out verbundene Versprechen, sich trotz des eigenen ‚Andersseins‘ als ‚normal‘ behaupten zu können, eine plausible Perspektive, und für wen nicht?

Diese Problematisierung von mit der Figur des Coming-out verbundenen normativen Entwicklungsvorstellungen bedeutet selbstverständlich nicht, zu leugnen, dass Coming-out für viele Jugendliche eine relevante und notwendige Strategie darstellt, „mit der sie versuchen, im Rahmen heteronormativer Verhältnisse für sich und andere sozial verständlich bzw. lesbar zu werden“ (Kleiner 2015, S. 36), und damit eine auch im Kontext von Jugendhilfe zu berücksichtigende Lebensrealität darstellt. Zugleich gilt es m.E. aber, dies eben nicht per se als Akt der Freiheit zu deuten, sondern als „ambivalente[n] Prozess, der sich in sozialen Praktiken zwischen Zwängen, Zuschreibungen und Positionierungsmöglichkeiten abspielt“ (ebd., S. 35). Dies zielt darauf ab, entgegen einer Reifizierung normativer Entwicklungsmodelle eine Perspektive der Kritik an ebendiesen Zwängen wach zu halten, sowie auch die Frage, „für wen ein Coming-out in welchem Kontext eine Möglichkeit darstellt und sich als ein aussichtsreicher Umgang mit heteronormativen Verhältnissen erweist“ (ebd., S. 36) – und für wen nicht.

Krell und Oldemeier (2016) weisen zudem darauf hin, dass das toleranzpluralistische Versprechen bzw. die diskursive Verbreitung der Einschätzung, „sexuelle und geschlechtliche Vielfalt [sei] heutzutage vollständig akzeptiert“, für LSBT*Q-Jugendliche eine paradoxe Situation konstituiere, da ihre anhaltenden Diskriminierungserfahrungen dadurch tendenziell entnannt würden (ebd., S. 61). Die ideologische, herrschaftsförmige und strukturelle Diskriminierungsrealitäten verschleiende Funktion dieses Diskurses geht jedoch noch darüber hinaus. Denn die Behauptung, die Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher ‚Vielfalt‘ sei in sog. ‚westlichen‘ Gesellschaften bereits erreicht, steht in einem konstitutiven Zusammenhang mit rassistischen Projektionen: Homo- und Trans*feindlichkeit werden auch in Deutschland zunehmend als Problem ethnisch bzw. religiös markierter ‚Anderer‘ repräsentiert, als Ausdruck ihrer als ‚traditionell‘ bzw. ‚rückständig‘ behaupteten ‚Kultur‘, die daher eine Bedrohung für ‚unsere‘ Werte darstelle; eine Projektion, die u.a. zur Problematisierung von Zuwanderung sowie zur Legitimation disziplinierender ‚Integrations‘-Anforderungen eingesetzt wird (vgl. Yılmaz-Günay 2011). Der dadurch konstruierte Gegensatz zwischen (neuerdings) als gesellschaftlich zugehörig behaupteten und implizit als weiß bzw. mehrheitsdeutsch imaginierten LSBT* einerseits und von (implizit als heterosexuell und cisgeschlechtlich vorgestellten) homo- und trans*feindlichen ‚Migrant_innen‘ andererseits, deren gesellschaftliche Zugehörigkeit bestritten bzw. permanent in Frage gestellt wird, wird teils auch im Feld der Jugendforschung und -hilfe wirksam. Denn im Rahmen dieses Diskurses, so zeigen etwa Saideh Saadat-Lendle und Zülfükar Çetin (2014), werden LSBT*-Jugendliche of Color bzw. mit Migrationsgeschichte – insofern sie überhaupt in den Blick von Jugendforschung und Jugendhilfe rücken – oftmals in viktimisierender Weise als (von ‚uns‘ zu rettende) Opfer ‚ihrer‘ Kultur dargestellt, während ihre Erfahrungen von Rassismus und Mehrfachdiskriminierungen meist ausgeblendet bleiben (vgl. auch LesMigraS 2012). Insbesondere männliche, als heterosexuell imaginierte ‚Migrantenjugendliche‘ werden dagegen, so zeigen Saadat-Lendle und Çetin (2014) mit einer Sekundäranalyse von Studien zu Einstellungen und Vorurteilen Jugendlicher, in einigen der untersuchten Studien auf der Basis von fragwürdigen Vorannahmen und mit problematischen methodischen Mitteln in

einer homogenisierenden, essentialisierenden und stereotypisierenden Weise als eine besonders homophobe Gruppe konstruiert (vgl. ebd.). Derart konstruierte Bilder von verletzlichen bzw. gefährdeten (als ‚LSBT*‘ markierten) vs. verletzenden bzw. gefährlichen (ethnisch markierten) Jugendlichen können auch einen Einfluss darauf haben, wie die jeweiligen Gruppen als Adressat_innen der Jugendhilfe in den Blick rücken – ob etwa als zu schützende und zu unterstützende, oder als zu disziplinierende und ggf. zu sanktionierende. Um ihrem antidiskriminierenden Auftrag mit Bezug auf unterschiedliche und sich komplex verschränkende (z.B. heteronormative und rassistische) Differenz- und Machtverhältnisse gerecht werden zu können, ist Jugendhilfe daher gefordert, derartige gesellschaftliche Diskurse und die durch sie konstruierten Bilder, Unterstützungsbedarfe und Zugehörigkeitsordnungen kritisch zu reflektieren.

4. Fazit und Ausblick

Jugendliche, deren sexuelle und geschlechtliche Verortungen in einer weiterhin selbstverständlich als ‚normal‘ geltenden heterosexuellen und cisgeschlechtlichen Entwicklung nicht aufgehen, geraten, so wurde gezeigt, bislang nur zögerlich in den Aufmerksamkeitshorizont der Jugendhilfe. Angesichts der verbreiteten Ausblendung ihrer Lebensrealitäten, Diskriminierungserfahrungen und Unterstützungsbedarfe sind die derzeit zu beobachtenden Ansätze in der Fachdiskussion und Praxis Sozialer Arbeit, dies explizit zum Thema zu machen und Veränderungen im Feld der Jugendhilfe anzustoßen, unverzichtbar. Auch diese Ansätze sehen sich allerdings mit Dilemmata konfrontiert, die mit der Konstruktion von Zielgruppen Sozialer Arbeit notwendig verbunden sind. Die Begründung und Legitimation von besonderen Unterstützungsbedarfen sowie die mit der Entwicklung von Angeboten verbundenen Zielformulierungen haben ambivalente Effekte: Sie tragen dazu bei, gesellschaftliche Diskriminierungsverhältnisse und vormals übersehene Anliegen sichtbar zu machen, und beteiligen sich zugleich an defizitorientierten, auf Problemlagen fokussierenden, tendenziell homogenisierenden und besondernden Konstruktionen einer bestimmten Gruppe von Jugendlichen, sowie an der Entwicklung normativer und normalisierender Perspektiven zu ihrer Unterstützung. Dies findet statt in einem gesellschaftlichen Kontext, der geprägt ist durch ambivalente Entwicklungen hinsichtlich der ‚Akzeptanz‘ nicht-heterosexueller und nicht-cisgeschlechtlicher Lebensweisen: Während einerseits rechtspopulistische Gruppierungen und Parteien explizit auf homo- und trans*feindliche Mobilisierungen setzen, wird die ‚Akzeptanz geschlechtlicher und sexueller Vielfalt‘ andererseits in weiten Teilen des öffentlichen Diskurses als bereits erreicht, bzw. als Bestandteil ‚westlicher Werte‘ behauptet. Dies trägt dazu bei, die anhaltende, herrschaftsförmige und diskriminierende Wirkmächtigkeit heteronormativer und binär strukturierter Geschlechterverhältnisse zu verschleiern. Zugleich ist damit das Versprechen und die Anrufung an ‚LSBT*‘ verbunden, sich in ihrem ‚Anderssein‘ ebenfalls als ‚normal‘ begreifen zu dürfen; ein Versprechen und eine Anrufung, die zugleich normalisierende und disziplinierende wie auch ausschließende Wirkungen entfaltet. Untrennbar verbunden ist dieser Diskurs zudem mit rassistischen Formen der Ethnisierung und Kulturalisierung von Homo- und Trans*feindlichkeit, die zur problematischen Konstruktion ‚gefährlicher‘, ethnisch markierter Gruppen (auch von Jugendlichen) beitragen.

Das Plädoyer für eine kritische Reflexion der Dilemmata und ambivalenten Effekte der Konstruktion von LSBT*-Jugendlichen als Zielgruppe Sozialer Arbeit im Kontext ge-

genwärtiger gesellschaftlicher Verhältnisse und Diskurse bedeutet selbstverständlich nicht, diesen Prozess selbst und die damit verbundenen Anstrengungen zu diskreditieren. Die vielfältigen, oft unter prekären Bedingungen und mit viel ehrenamtlichem Engagement geleisteten Bemühungen, sinnvolle Angebote für LSBT*-Jugendliche im Rahmen der Jugendarbeit zu konzipieren und zu realisieren, sind nicht nur ein wichtiger erster Schritt; sie zeichnen sich vielfach auch durch reflektierte Umgangsweisen mit den beschriebenen Dilemmata aus sowie durch die Einsicht in die Begrenztheit besonderer und besondernder Angebote, was u.a. die Notwendigkeit der Verankerung der mit der Diversität von Geschlecht und Sexualität verbundenen Themen als Querschnittsaufgabe der Jugendhilfe deutlich macht. Zudem ist zu vermuten, dass die in (notwendig legitimatorischen) Begründungen von Unterstützungsbedarfen und Zielformulierungen von Angeboten artikulierten Konstruktionen in der tatsächlichen Praxis oftmals kreativ überschritten bzw. unterlaufen werden. Um das Potential dieser Ansätze und auch ihre reflektierte Weiterentwicklung zu fördern, wäre ihre institutionelle und finanzielle Absicherung und Erweiterung daher unbedingt voranzutreiben.

Meine problematisierenden, auf Ambivalenzen der Zielgruppenkonstruktion verweisenden Überlegungen zielen vielmehr darauf, dazu anzuregen, „immer wieder aufs Neue eine kritische Haltung gegenüber Normalisierungspraxen zu erarbeiten und strukturelle bzw. institutionelle Dimensionen auf eine Weise ins Denken und Handeln zu reintegrieren, die der Entpolitisierung entgegenwirkt“ (Kalpaka 2006b, S. 295). Denn, so Kalpaka weiter,

Soziale Arbeit bestimmt durch ihre Theorie und Praxis Diskurse mit. Sie ist Teil der Machtverhältnisse, für deren Verschiebung sie sich erklärmaßen einsetzt. Bei aller Widersprüchlichkeit bleibt es eine Aufgabe, über die Arbeit mit KlientInnen hinaus die Skandalisierung bestimmter Verhältnisse und die Etablierung anderer Diskurse zu betreiben (ebd.).

Die Frage, wie nicht-heterosexuelle und nicht-cisgeschlechtliche Jugendliche in den Blick Sozialer Arbeit rücken (sollten), ist unweigerlich verbunden mit Einsätzen in die gegenwärtigen, kontroversen und komplexen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um Sexualität und Geschlechterverhältnisse: Auseinandersetzungen, in denen grundlegende Fragen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, von Zugehörigkeiten und Ausschlüssen, von Akzeptabilität und Verwerfung neu verhandelt werden. Gerade deshalb scheint mir die weitere, (selbst-)kritische Bearbeitung dieser Frage nicht nur herausfordernd, sondern auch besonders relevant und lohnend zu sein.

Anmerkungen

- 1 Das Akronym ‚LSBT*‘ steht für lesbisch, schwul, bisexuell und trans*. Der Asterisk (*) in trans* verweist auf unterschiedliche Selbstbezeichnungen von Menschen, die sich mit dem ihnen bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht nicht, nicht immer oder nur teilweise identifizieren (etwa als transsexuell, transgeschlechtlich, transgender, aber auch als agender, non-binär, genderqueer u.v.m.). Auch wenn die Verwendung von trans* als Oberbegriff nicht von allen, die dieser Definition nach darunter subsumiert werden, geteilt wird, verwende ich den Begriff im Folgenden mangels einer nicht-strittigen Alternative in diesem Sinne.
- 2 Als Gegenbegriff zu ‚transgeschlechtlich‘ bezeichnet ‚cisgeschlechtlich‘ Lebensweisen und Verortungen, die auf der Identifizierung mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht beruhen.
- 3 Die Autor_innen der genannten Studie verwenden dieses erweiterte Akronym, das für „lesbische, schwule, bisexuelle, transgender, transsexuelle, intergeschlechtliche und queere Jugendliche“ steht (Staudenmeyer/Kaschuba u.a. 2016, S. 6). Hier und auch im Weiteren folge ich bei der Verwendung der Akronyme in der Regel der jeweils zitierten Quelle. Die sich daraus ergebende Unschärfe ver-

weist einerseits auf unterschiedliche Zuschnitte der jeweiligen Studien, andererseits auf die Umkämpftheit und Prozesshaftigkeit der Entwicklung von Bezeichnungen für nicht-heterosexuelle und/oder nicht-cisgeschlechtliche Existenzweisen. – Sofern ich nicht explizit auf eine Quelle verweise, in der es mit erwähnt wird, verzichte ich in diesem Beitrag bewusst auf die Nennung des „I“, da die Situation intergeschlechtlicher Jugendlicher und ihrer (Nicht-)Berücksichtigung im Kontext von Jugendhilfe in der mir vorliegenden Literatur weitgehend ausgeblendet wird (vgl. dazu kritisch *Hechler* 2015). Diese Leerstelle gilt es m.E. sichtbar zu halten.

Literatur

- Anhorn, R./Bettinger, F./Stehr, J.* (Hrsg.) (2008): Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. – Wiesbaden.
- Billmann, L.* (Hrsg.) (2015): Unheilige Allianz. Das Geflecht von christlichen Fundamentalisten und politisch Rechten am Beispiel des Widerstands gegen den Bildungsplan in Baden-Württemberg. Rosa-Luxemburg-Stiftung, Materialien Nr. 8. Online verfügbar unter: https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Materialien/Materialien8_Unheilige_Allianz.pdf, Stand: 7.11.2016.
- Focks, P.* (2014): Lebenswelten von intergeschlechtlichen, transgeschlechtlichen und genderqueeren Jugendlichen aus Menschenrechtsperspektive. Online verfügbar unter: http://www.meingeschlecht.de/MeinGeschlecht/wp-content/uploads/Focks_Lebenswelten_Expertinneninterviews-2014.pdf, Stand: 7.11.2016.
- Gäbelein, T.* (2016): Noch konservativ oder schon rechtsradikal? Der neurechte Antifeminismus der AfD. Rosa-Luxemburg-Stiftung: Standpunkte 22/2016. Online verfügbar unter: https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Standpunkte/Standpunkte_22-2016.pdf, Stand: 7.11.2016.
- Gaupp, N./Krell, C.* (2014): Erreicht die Jugendarbeit lesbische, schwule, bisexuelle und trans* Jugendliche? Eine Analyse basierend auf Interviews mit Jugendlichen und pädagogischen Fachkräften. GIP - Gleichstellung in der Praxis, 10, 3, S. 24-28.
- Hark, S./Villa, P.-I.* (Hrsg.) (2015): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. – Bielefeld.
- Hechler, A.* (2015): Intergeschlechtlichkeit in Bildung, Pädagogik und Sozialer Arbeit. In: *Sauer, A.* (Hrsg.): Geschlechtliche Vielfalt. Begrifflichkeiten und disziplinäre Zugänge zu Trans- und Intergeschlechtlichkeiten. Online verfügbar unter: <https://www.bmfsfj.de/blob/93956/d73e830e237b752dd4ef323a8432e1ba/geschlechtliche-vielfalt-data.pdf>, Stand: 2.4.2017.
- Kämpf, K. M.* (2015): Eine ‚Büchse der Pandora‘? Die Anrufung der Kategorie Pädophilie in aktuellen antifeministischen und antiqueeren Krisendiskursen. In: *Hark, S./Villa, P.-I.* (Hrsg.): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. – Bielefeld, S. 109-127.
- Kalpaka, A.* (2006a): „Parallelgesellschaften“ in der Bildungsarbeit – Möglichkeiten und Dilemmata pädagogischen Handelns in ‚geschützten Räumen‘. In: *Elverich, G./Kalpaka, A./Reindlmeier, K.* (Hrsg.): Spurensicherung – Reflexion von Bildungsarbeit in der Einwanderungsgesellschaft. – Frankfurt a.M./London, S. 95-165.
- Kalpaka, A.* (2006b): „Hier wird Deutsch gesprochen“ – Unterschiede, die einen Unterschied machen. In: *Elverich, G./Kalpaka, A./Reindlmeier, K.* (Hrsg.): Spurensicherung – Reflexion von Bildungsarbeit in der Einwanderungsgesellschaft. – Frankfurt a.M./London, S. 263-297.
- Kessl, F./Plößer, M.* (Hrsg.) (2010): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. – Wiesbaden.
- Kleiner, B.* (2015): subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzenerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*Jugendlicher. – Opladen/Berlin/Toronto.
- Krell, C./Oldemeier, K.* (2015): Coming Out – und dann...?! Ein DJI-Forschungsbericht zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Unter Mitarbeit von Sebastian Müller. – München: DJI. Online verfügbar unter:

- http://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2015/DJI_Broschuere_ComingOut.pdf, Stand: 7.11.2016.
- Krell, C./Oldemeier, K. (2016): I am what I am? – Erfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen in Deutschland. *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 8, 2, S. 46-64. <https://doi.org/10.3224/gender.v8i2.23733>
- Kugler, T./Nordt, S. (2015): Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt als Themen der Kinder- und Jugendhilfe. In: Schmidt, F./Schondelmayer, A. - C./Schröder, U. B. (Hrsg.): Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Lebenswirklichkeiten, Forschungsergebnisse und Bildungsbausteine. – Wiesbaden, S. 207-222.
- Landeshauptstadt München (Hrsg.) (2011): „Da bleibt noch viel zu tun...!“ Befragung von Fachkräften der Kinder- und Jugendhilfe zur Situation von lesbischen, schwulen und transgender Kindern, Jugendlichen und Eltern in München. Text: Andreas Unterforsthuber. – München.
- LesMigraS (Hrsg.) (2012): „...Nicht so greifbar und doch real“. Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland. Online verfügbar unter: http://www.lesmigras.de/tl_files/lesbenberatung-berlin/Gewalt%20%28Dokus,Aufsaezte...%29/Dokumentation%20Studie%20web_sicher.pdf, Stand: 7. 11.2016.
- Mecheril, P./Melter, C. (2010): Differenz und Soziale Arbeit. Historische Schlaglichter und systematische Zusammenhänge. In: Kessl, F./Plößer, M. (Hrsg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. – Wiesbaden, S. 117-131.
- Saadat-Lendle, S./Çetin, Z. (2014): Forschung und Soziale Arbeit zu Queer mit Rassismuserfahrungen. In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.): Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung. – Bielefeld, S. 233-250.
- Sauer, A./Meyer, E. (2016): Wie ein grünes Schaf in einer weißen Herde. Lebenssituationen und Bedarfe von jungen Trans*-Menschen in Deutschland. Online verfügbar unter: http://www.bv-trans.de/wp-content/uploads/2016/12/web_schaf_brosch_161128.pdf, Stand: 2.4.2017.
- Schmincke, I. (2015): Das Kind als Chiffre politischer Auseinandersetzung am Beispiel neuer konservativer Protestbewegungen in Frankreich und Deutschland. In: Hark, S./Villa, P.-I. (Hrsg.): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. – Bielefeld, S. 93-107. <https://doi.org/10.14361/9783839431443-006>
- Schneider, E. (2015): Trans*-Kinder zwischen Definitionsmacht und Selbstbestimmung. In: Ders./Baltes-Löhr, C. (Hrsg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. 2. Auflage. – Bielefeld, S. 181-203.
- Sielert, U./Timmermanns, S. (2011): Expertise zur Lebenssituation schwuler und lesbischer Jugendlicher in Deutschland. Eine Sekundäranalyse vorhandener Untersuchungen. – München: DJI. Online verfügbar unter: http://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs/Expertise_Sielert_Timmermanns_komplett.pdf, Stand: 7.11.2016.
- Staudenmeyer, B./Kaschuba, G./Barz, M./Bitzan, M. (2016): „Ein Glücksgefühl, so angesprochen zu werden, wie ich bin.“ Vielfalt von Geschlecht und sexueller Orientierung in der Jugendarbeit in Baden-Württemberg. Herausgegeben vom Ministerium für Soziales und Integration Baden-Württemberg. Online verfügbar unter: https://sozialministerium.baden-wuerttemberg.de/fileadmin/redaktion/m-sm/intern/downloads/Publikationen/ZPJ_Studie_Vielfalt_LSBTTIQ_Jugendarbeit.pdf, Stand: 2.4. 2017.
- Woltersdorff, V. (2012): Coming-out: Strategien schwuler Selbstbehauptung seit Stonewall. *Queer Lectures*, 5, 12. – Hamburg.
- Yilmaz-Günay, K. (Hrsg.) (2011): Karriere eines konstruierten Gegensatzes: zehn Jahre „Muslime versus Schwule“. Sexualpolitiken seit dem 11. September 2001. – Berlin.